

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Die Wolfseiche.

Von Charles Deulin.

Zu alter Zeit stand am Fuße des Berges Peruwelz, auf der belgischen Seite, im Felsgeklüft eine alte Eiche, die Wolfseiche genannt. Sie stand dicht am steilen Hang und ihre Krone reichte fast bis zur Kuppe des Hügels, also daß man ebenen Fußes mitten in ihre Aeste hineinschritt. Eines Morgens geschah etwas Seltsames und wahrhaft Unglaubliches. Ein Wolf, der einen Hasen jagte, war so im Schuß, daß er von der Anhöhe in den Baum geriet und sich mit der Hinterpfote in dem Efeu geschlinge verfang. So blieb er mit dem Kopf nach unten hängen und versuchte umsonst, sich zu befreien.

Damals stand die Wallfahrtskirche unserer Lieben Frau noch nicht, und der Berg von Peruwelz war wüst und leer. Zwei geschlagene Stunden quälte sich der Behängte ab, und seine Eingeweide kullerten ihm im Leibe, wie Steine in einem Schieblarren. Da glaubte er in der Nähe Geräusch zu hören. Er hielt seine beiden Vorderpfoten ans Maul, nahm alle Kraft zusammen und rief um Hilfe. Ein Mensch kam auf sein Geschrei herbei. Als er das arme Tier in so kläglicher Lage sah, plagte er heraus und sprach:

„Was machst du da eigentlich, Gevatter? Seit wann klettern die Wölfe auf die Bäume, um sich zu erhängen?“

„Es geschah nicht mit Absicht, Meister,“ entgegnete der Wolf. „Ich verfolgte nur den räuberischen Iltis, der das ganze Band verwüstet. Ich fiel in den Baum und verfang mich in dem verdammten Efeu.“

„Das muß man sagen, Gevatter, du bist ein großer Tolpatsch.“

„Ich leugne es nicht, Meister, aber befreie mich, bitte, ungefümt, sonst bin ich ein verlorener Wolf.“

„Und wenn ich dich befreie habe, wer steht mir dafür, daß du mich nicht auffrisst?“

„Na, wofür hältst du mich? Außerdem fresse ich nur schädliche Tiere, Iltisse, Marder, Wiesel und Frettchen. Statt den Menschen zu schaden, leiste ich ihnen vielmehr die größten Dienste.“

„Was hab' ich davon? Ich hab weder Hühner noch Schafe. Ich bin nur ein armer Korbflechter.“

„Korbflechter? Nun erkenne ich dich. Du wohnst in La Cicogne, gerade neben dem dicken Medardus, dem Schäfer. Befreie mich, Meister, und ich schwöre dir, die Schafe des braven Medardus nie anzurühren.“

„Das ist mir einerlei. Dem dicken Medardus geht es lange gut. Er düngt seinen Acker mit seinen Schafen.“

„Er düngt seinen Acker! Das trifft sich gut. Ich wollte just nach seinem Schafstall, um nachzusehen, was er treibt.“

„Schwörst du, mich nicht zu fressen?“

„Ich schwöre es,“ sprach der Wolf und saßte sich mit dem freien Fuße ans Maul, wie es landesüblich ist.

Der gute Korbmacher befreite ihn. Sobald der Wolf auf seinen vier Beinen stand, gähnte er, reckte sich, leckte sich die schmerzende Pfote, versuchte zu gehen und humpelte fort. Beide schlugen unvermerkt den Weg nach dem Weiler ein. Nach einer Viertelstunde, als der Wolf wieder laufen konnte, begann er seinen Retter heißhungerig anzuschauen.

„Weißt du, Gevatter,“ sprach er, „du bist ein schöner Mann, und in La Cicogne ist's gut leben, nach deinem Bauch zu schließen.“

„Hoho,“ machte der Korbflechter.

„Ein prächtiger Mann, seit wie ein Mönch der Abtei von Crespin. Und ich habe einen Hunger . . .!“

„Keine Scherze, Gevatter! Du weißt, was du mir gelobt hast!“

„Ich weiß, ich weiß . . . Aber meine Eingeweide sind unzufrieden. Sie knurren so stark, daß ich die Stimme meines Bewußtseins nicht mehr höre. Ich fürchte, ich werde mein Wort brechen.“

„Hüte dich, Gevatter! Ist das dein Dank? Ich habe dir das Leben gerettet. Fürwahr, das ist nicht recht getan, und es gibt auf Erden kein Wesen, außer dem Wolf, das so schlimme Gedanken hegt.“

„Glaubst du?“

„Ich stehe dafür ein. Wenn's dir recht ist, nehmen wir zum Schiedsrichter die Hündin, die da angehinkt kommt. Sie ist alt, sie muß also Erfahrung besitzen.“

„Schön, fragen wir sie, aber rasch.“

Sie hielten die Hündin an.

„Frau Hündin,“ sprach der Korbmacher, „dieser Wolf hat sich mit der Pfote in der Eiche am Berge von Peruwelz aufgehängt. Er hätte seine Seele aufgegeben, hätte ich ihn nicht befreit. Zum Dank dafür will er mich fressen. Ist das recht?“

„Du kommst an den Fallschen, Mynherr,“ entgegnete die Hündin. „Ich kann kein Urteil über euch sprechen. Ich habe meinem Herrn bis heute treu gedient, und nun setzt er mich auf meine alten Tage vor die Tür, um mich nicht mehr ernähren zu müssen. Sucht euch anderswo einen Richter.“

Damit verabschiedete sich die Hündin.

„Pogbliß!“ rief der Korbflechter, „ich erkenne sie. Es ist die Hündin des dicken Medardus. Aber gibt es einen größeren Lumpen als ihn? Da sie sich weigert, können wir den Fall wohl der ehrbaren Stute vorlegen, die dort weidet.“

„Schön, aber rasch,“ entgegnete der Wolf und bleckte die Zähne.

Sie riefen die Stute und der Mensch legte ihr den Fall dar.

„Du kommst durchaus an die falsche Schmiede, Mann Gottes,“ sprach die Stute. „Zeitlebens habe ich mich abgerackert, um den Acker für meinen Herrn zu pflügen, und jetzt, da ich zu nichts mehr gut bin, will er mich schlachten lassen. Ich wäre also eine sehr schlechte Richterin in eurem Streit.“

„Nun, Mann Gottes, was sagst du dazu?“ sprach der Wolf.

„Die elenden Haustiere sind nie zufrieden,“ entgegnete der Korbflechter. „Aber da kommt ein Fuchs, der den Kopf aus seinem Bau hervorgestreckt hat. Rufen wir ihn. Er ist ein freies Tier und wird in voller Freiheit richten.“

„Meinetwegen, fragen wir ihn. Aber ich sage dir im voraus, ich habe sechs Ellen leere Därme und meine Zähne wachsen, wachsen mir zum Maul heraus . . . Wirst du von meinem Gevatter Reinhard verurteilt, so verspreche ich dir, du kriegst sie zu spüren!“

Sie riefen den Fuchs herbei und der Mensch legte ihm nochmals den Fall dar. Gevatter Reinhard sann ein Weischen nach. Schließlich sagte er:

„Den Hunger des Wolfes verstehe ich wohl, denn man kann nicht leugnen, mein Lieber, du bist ein lederer Bissen.“

„Nicht wahr?“ sprach der Wolf, über diesen Anfang entzückt.

„Aber ich muß zu meiner Schande gestehen, ich begreife nicht recht, wie man sich mit der Pfote im Efeu verfangt. Ich kann also kein Urteil über euch sprechen, ehe ich nicht gesehen habe, wie die Sache vorstatten ging. Führt mich nach dem Berge von Peruwelz.“

„Meinetwegen,“ sprach der Wolf.

Als sie auf dem Berge dicht bei der Eiche waren, blickte der Fuchs den Baum langs an. Dann kragte er sich am Ohr und sprach:

„Fürwahr, ich begreife noch immer nicht, wie der Wolf es fertig gebracht hat, sich aufzuhängen.“

„Trotzdem ist es sehr einfach,“ entgegnete der Wolf arglos.

„Es geschah so.“ Damit sprang er in den Baum.

„Und dann?“ fragte der Fuchs.

„Und dann so,“ sagte der Wolf und steckte seine Hinterpfote in den Efeu.

„Und dann?“ fragte der Fuchs.

„Und dann so,“ sprach der Wolf und ließ sich kopfüber fallen.

„So also hingst du?“



„Ja, Gevatter.“

„Also bleibe hängen!“ entschied der Fuchs.

„Ein treffliches Urteil! Ein herrlicher Spruch!“ rief der Korbstecher begeistert. „Du verstehst dein Geschäft, Meister Reinhard; man kann nicht schlauer sein!“

„O,“ versetzte der Fuchs bescheiden, „das war kein Meisterstück. Der Wolf ist nur ein Trupp, der in anderer Fußtapsen tritt. Ich hatte es ihm vorhergesagt, er würde eines Tages schlimm enden.“

„Einertei. Ich bin dir trotzdem großen Dank schuldig und ich will ihn dir beweisen.“

„Nicht nötig, Mann Gottes.“

„Doch, doch. Erwarte mich morgen hier. Ich bringe dir zwei Masthühner mit.“

„Fette?“ fragte der Fuchs und leckte sich die Lippen.

„Spedige,“ sagte der Mensch.

„Gut, ich werde da sein, Gevatter.“

Damit trennten sich die neuen Freunde.

Am nächsten Morgen früh, als die Hühner von der Stange flogen, kam der Korbstecher mit einem großen Sack an. Meister Reinhard erwartete ihn unter der Eiche.

„Öffne den Sack,“ sagte der Mensch, „und du sollst was erleben.“

Der Fuchs öffnete ihn und heraus sprang ein großer Hund, der Meister Reinhard erwürgte.

Die Eiche ward Wolfseiche genannt, und seither gibt es bei uns ein Sprichwort:

„Tu dem Wolfe was zu gute  
Und er leckt nach deinem Blute.“

(Fodr. v. Döppeln-Bronilowski gibt bei Eugen Diederichs, Jena, eine Auswahl aus dem Werk des Ballonen Charles Devlin (1827-1877) heraus, das ein Seitenstück ist zu dem vollständigen Menschenal der Costers; auch in diesen Erzählungen des Königs Gambrius lebt in der französischen Einleitung recht völmischer Volksgest.)

## Der Weltflugverkehr.

Von Dr. M. Blaschke-Charlottenburg.

Den Luftverkehr in Deutschland besorgen mehrere Gesellschaften, sie unterhalten mit ihren 100 Postflugzeugen einen regelmäßigen Passagierluftverkehr und eine Luftpost, für die seit 1921 ein Luftkursbuch mit internationalen Anschlussstellen erscheint. Von den deutschen Luftverkehrsgesellschaften, der deutschen „Luftreederei“ (Herzog), Lloyd-Luftdienst, „Sablatnig“, „Kumpler“, verkehren die Junkers-Metallflugzeuge des Lloyd-Postflug mit ihren Luxusabkabinen für fünf Fahrgäste nach Ostpreußen, andere Flugzeuge von den Hauptverkehrspunkten Berlin, München, Bremen, Nürnberg, Konstanz. Am beliebtesten sind die Verkehrsflugzeuge von Dornier und Junkers, die Sablatnig-Eindecker (125 PS.) und Doppeldecker (Simouline 220 PS.). Unentbehrlich ist bereits der Luftverkehr im Pressedienst, im Ueberseepassagierverkehr im Anschluß an die An- und Abfahrzeiten der Schnelldampfer (Rugheaven und Borium). Die Schweiz benützt vor allem Wasserflugzeuge und Flugboote, u. a. das Dorniersche Verkehrsboot für sieben Personen. Hier gehen die meisten Verkehrslinien von Zürich aus, die Linie nach Konstanz hat Anschluß nach Stuttgart, die nach München mit Sablatnig-Flugzeugen nach Norddeutschland; die Strecke Zürich-Lugano wird in einer Stunde durchflogen, während die Bahnfahrt einen halben Tag dauert.

Holland hat wie Belgien keine leistungsfähige eigene Flugzeugindustrie, doch werden jetzt Fokker-Flugzeuge dort gebaut. Für den internationalen Luftverkehr ist Holland von großer Bedeutung, führen doch tägliche Linien nach Hamburg, Brüssel, Paris und London und auf der Strecke Amsterdam-Hamburg fliegen regelmäßig Fokker-Verkehrs-Eindecker. Italien besitzt ein Riesenwasserflugzeug von Caprossi mit 8 Motoren zu je 400 PS., 33 m Spannweite und neun Tragflächen von zusammen 715 qm. Sie sind an einen 24 m langen Schiffskörper angebracht, der 100 Personen aufnehmen kann. Das italienische Verkehrsflugzeug „Roma“ faßt 34 000 kbm Gas, ist 125 m lang, hat etwa 18 000 Kilogramm Nutzlast, Platz für 80 Fahrgäste, seine 8 Motore zu 480 PS. entwickeln 2880 PS. und geben dem Schiff eine Stundengeschwindigkeit von zirka 125 Kilometern.

Im französischen Luftverkehr ist die Hauptverkehrslinie Paris-London 350 Kilometer lang und ist zeitweise täglich mit 4 Flugzeugen bedeckt. Andere Postlinien führen von Paris nach Brüssel und Straßburg, von Bordeaux nach Nizza. Von England ist der Flugverkehr über den Kanal nach dem Festland sehr bedeutend und befördert im Sommer wöchentlich 300-500 Reisende, während der Flugverkehr in England selbst gering ist. Hier sind die Entfernungen zu klein und die Nebel zu häufig. England baut Flugzeuge für seine überseeischen Interessen und Kolonien, hat in Indien verschiedene Luftlinien eingerichtet, führt eine Linie von Kairo durch die arabische Wüste nach Bagdad.

Der Luftverkehr in Amerika ist am stärksten entwickelt, wurden doch innerhalb drei Jahren 40 Millionen Kilometer zurückgelegt, 80 Millionen Briefschaften, 90 000 Kilogramm Lasten und über 200 000 Fluggäste befördert. Tägliche Luftpost verkehrt seit 1919 auf der Strecke New York-Washington. Junkers-Flugzeuge befördern auch hier große Postmengen, die sonst nur die zwei-

motorigen de Havilland-Großflugzeuge tragen können. Eine zweite Luftlinie ist New York-Chicago, bis Omaha oder St. Louis verlängert. Die 5680 Kilometer lange Transkontinent-Luftlinie geht nach St. Franzisko über Bergkämme bis zu 4200 Meter Höhe und überwindet Ostwinde bis zu 80 Metersekunden.

Bewährt hat sich die tägliche Luftpost zwischen Festland-Kuba. Kanada besitzt 16 Flughäfen, sie förderten im Sommer 1920 zirka 15 000 Fluggäste in 6500 Stunden. Auch Kolumbien besitzt Flugzeugverkehr.

## Von der Million zur Zentemillion.

Ein trauriges Geschick zwingt alle Kreise unseres Volkes, heute mit zehn-, zwölfs- und mehrstelligen Zahlen zu „jonglieren“, denn wir sind ja nun leider auch bei jenen sonst dem gewöhnlichen Sterblichen unbekanntem „astronomischen“ Zahlen angelangt, von denen Schiffschierin seinerzeit bei einer Darlegung des russischen Budgets sprach. Es gibt nur ein Volk der Weltgeschichte, das augenscheinlich ein Vergnügen an großen Zahlen gehabt hat. Das sind die Inder, deren Zahlenbegabung sich auch darin äußerte, daß sie die heutige Ziffernschrift erfunden haben. In Indien gab es bereits zu Buddhas Zeiten Zahlwörter für alle Zahlen bis zu hunderttausend Millionen, und Buddha soll die Zahlwortbildung bis zur Nonillion fortgesetzt haben. Der nächste Schritt wäre dann die Zentemillion gewesen, die durch eine Eins mit sechshundert Nullen dargestellt wird. Die Zahlenliebe der Inder offenbart sich in ihrer Dichtung, wenn von einem König erzählt wird, der 1000 Billionen Diamanten besaß, von einer Schlacht die Rede ist, in der 10 000 Seztillionen Affen kämpften und von Buddha berichtet wird, er habe 600 000 Millionen Söhne gehabt.

Von dieser Ausnahme abgesehen, kann man eine allmähliche Entwicklung des Zahlen sinns in der Kultur feststellen, die langsam bis zur Million ansteigt und sich erst in der Ausbildung der exakten Wissenschaften zu Zahlenungeheuern, wie der Zentemillion, ausbildet. Interessante Einzelheiten über diese Entstehung der Zahlenbegriffe teilt G. Bergmann in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ mit. Es gibt primitive Völker, die tatsächlich nicht „bis drei zählen können“, so z. B. die Botokuden, die schon für zwei und drei ein und dasselbe Wort haben und nur zwischen eins und viel unterscheiden. Die Baccari, die am Kingu, einem Nebenfluß des Amazonasstromes, wohnen, können nur bis sechs zählen und lassen sich, wenn sie größere Zahlen nennen wollen, in die Haare, um damit etwas Unzählbares auszudrücken. In allen Indogermanischen Sprachen zeigen die Zahlwörter für 1 bis 100 große Verwandtschaft, während bei den Zahlwörtern für 1000 bereits starke Verschiedenheiten auftreten. Man hat daraus mit Recht geschlossen, daß erst in einer Kulturperiode, in der die Indogermanischen Völker sich bereits getrennt hatten, das Bedürfnis entstand, eine so große Zahl wie 1000 sprachlich auszudrücken. Adam Riese, der berühmte deutsche Rechenmeister, kennt um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Wort „Million“ noch nicht, sondern umschreibt es durch  $1000 \times 1000$ . Erst im 18. Jahrhundert trat die Menschheit eigentlich in das „Zeitalter der Million“ ein, und die Wörter „Milliarde“ und „Billion“ sind noch viel später entstanden. Bis in unsere Tage hatte man im praktischen Leben selten mit mehr als achtstelligen Zahlen zu tun. Erst die Wissenschaften, namentlich die Astronomie, erweiterten unsere Zahlenbegriffe bis ins Ungeheure, und so entstanden die Wortbildungen „Trillion“ für eine 1 mit 18 angehängten Nullen, „Quadrillion“ für eine 1 mit 24 Nullen, „Quinquillion“, „Sextillion“ bis „Zentemillion“, wobei die letztere, mathematisch gesprochen, die 600. Potenz von 10 oder die 100. Potenz von einer Million darstellt, da eine Million die 6. Potenz von 10 ist.

Bei wissenschaftlichen Berechnungen finden diese Riesenzahlen ihre Anwendung. So beträgt z. B. das Gewicht der Erde 5 Quadrillionen 980 000 Trillionen Kilogramm oder 5900 Trillionen Tonnen. Ein anschaulicherer Begriff für diese geheimnisvollen Worte, die ungeheure Mengen von Einzelwerten darstellen, läßt sich aus einigen Beispielen gewinnen. So durchläuft der Sekundenzeiger der Uhr in einer Stunde 3600, in einem Tage 86 400 und in einem Jahre, zu 365 Tagen gerechnet, 31 536 000 Sekunden. 1 Million Sekunden ergeben umgeformt demnach nur 11 Tage, 13 Stunden, 46 Minuten und 40 Sekunden, während für die Zurücklegung von 1 Milliarde Sekunden bereits 31 Jahre, 159 Tage, 1 Stunde, 46 Minuten und 40 Sekunden erforderlich sind. Eine Zeit von 1 Billion Sekunden hat das Menschengeschlecht in historischen Zeiten überhaupt noch nicht erlebt, denn die Zahl entspricht einem Zeitraum von 81 709 Jahren, 289 Tagen. Daß die Astronomie mit solchen Zahlen operiert, ist ja bekannt; zu ähnlichen Riesenziffern führt aber auch die Kombinationslehre. Das Statspiel, bei dem bekanntlich 32 Karten so unter drei Personen verteilt werden, daß jede 10 erhält und 2 Karten als Stat gelegt werden, führt zu der Frage, auf wievielfache Weise sich die Karten verteilen lassen, und die Kombinationslehre gibt die Anzahl mit 2753 Billionen 264 408 Millionen 504 610 an. Um eine Vorstellung von der Größe dieser Zahl zu geben, wird angeführt: Spielte die ganze lebende Menschheit von rund 1,5 Milliarden Seelen ohne Unterbrechung Tag und Nacht Stat, und zwar durchschnittlich ein Spiel in fünf Minuten, dann müßten zunächst einmal alle Menschen 52 Jahre, 139 Tage, 21 Stunden und 20 Minuten spielen, und in den letzten 5 Minuten könnten 247 486 080 Menschen als „Kiebiße“ zusehen, bis sämtliche Kombinationen gespielt wären.



## Aus der Stadt am Rio de la Plata.

Buenos Aires, 16. Juli 1923.

Mit meinem Schweizer Freund hatte ich verabredet, den Sonntag zu einem Kreuz- und Quermarsch durch die nordwestlichen Viertel der Riesengroßstadt zu benutzen. Es mußte doch — zum Teufel — in der Hauptstadt Argentiniens noch mehr und Interessanteres geben als das, was sich dem Fremden sofort aufdrängt, als den Gegensatz zwischen raffiniertem Luxus im Zentrum und den erbärmlichen Blech- und Holzhuden der Arbeiterquartiere.

Bis zur Avenida Santa Fe brachte uns die Straßenbahn. An einer Kaserne vorbei, in deren Vorgarten üppiges Unkraut über — umgestürzte Lichtkandelaber wuchert, gingen wir die große Straße, die nach Belgrano führt. Ein Maueranschlag interessiert uns: „Para beneficio de la biblioteca Augusto Bebel...“ — Eine sozialistische Veranstaltung, die Mittel für den Ausbau des literarischen Kulturwerks bringen soll, das den Namen unseres großen Bebel trägt. Hatte uns unser Hauswirt frühmorgens gesagt, man läse uns die Deutschen auf eine Weile Eisernung an, so sind wir nun doch stolz darauf, als deutsche Sozialisten in Südamerika den Namen unseres alten Kämpfers zu lesen und wir empfinden den Maueranschlag wie einen Gruß.

Zu unserer Linken erheben sich — auf anscheinend künstlich erhöhtem Gelände eine Reihe militärischer Institute. Alle sind keineswegs alt, aber ihre an alte spanische Zitadellen erinnernde Bauweise und mehr noch ihr aus echt südamerikanischem Schlandrian resultierender Verfall gibt ihnen ein fast mittelalterliches Aussehen. Häuser und Gärten tragen den gleichen Charakter. Es fehlt an Erdböden in Buenos Aires. Drum sehen wir links und rechts am Wege Schilder, die da ankündigen, daß man „Erde annehme“. Das heißt auf gut Deutsch: „Hier kann Schutt und Asche abgeladen werden.“ Die Folge dieser freundlichen Einladung ist, daß Baupläze und Hühnerhöfe — dicht neben marmor- und messingglänzenden Villen — besät sind mit unmöglichem Gemisch von Palmstrünken, Altsenenteilen und — — verfaulenden Pferdebeinen.

Man brennt hier kein Holz; niemand büßt sich um ein altes Hufeisen, denn es gibt keine Schmelzöfen hierzulande, und die Pferde sind so billig, daß man nicht mehr dafür zahlen muß als für ein Paar guter Stiefel. Kriecht irgendwo irgendein Gaul, so nimmt der Reiter Sattel und Zaumzeug mit und überläßt den Kadaver samt dem Fell den kleinen und großen Leichenbestattern der Tierwelt.

In einer Parkoase rasten wir einige Minuten. Hier — wie übrigens an jeder möglichen und unmöglichen Stelle — finden sich einige „Denkmäler“. Sie sind von der üblichen Geschmacklosigkeit. Die Bäume des Parks sind zum größten Teil Palmen, zum kleineren immergrüne Eichen oder Conifereen.

Eine Bahnlinie überquerend kommen wir in ein typisches Arbeiterviertel. Unglaubliche „Straßen“, bausällige Häuser oder solche, die eben erst aus dem Blech alter Petroseumbüchsen zusammengenanagelt sind. Regerechte „Pfahlbauten“ trifft man. Hieran, wie an der Schlammtruste, die die spärlich vorhandenen Gebirge bedeckt, sehen wir: Wir sind in einer Gegend, die der Rio periodisch mit Hochwasser beglückt. In einer primitiven Fonda nehmen wir unser Essen ein. Mit gutem Rotwein kostet die Sache für jeden von uns 70 Centavos, also noch heimes Stundenlohn.

Als wir auf die Straße treten, sehen wir an jeder Straßenecke eifrig diskutierende Gruppen. Aber sie treiben beiseite keine Politik. Sie haben das Rennprogramm vor sich und schließen Wetten ab. Diese Seuche ist hier — gerade in Arbeiterkreisen — schlimm verbreitet. Ein berittener „Vigilante“ passiert die Gruppen. Kein Gedanke daran, daß er dem verbotenen Wettbetrieb zu Leibe geht. Er läßt sich vielmehr ein Programm zureichen. Wer weiß, vielleicht auch er — —!

Wir legen einen Schritt zu und sind bald auf der breiten Straße, die am Rio entlang läuft. Sie grenzt an einer Seite an das große Golfeld und ist ganz unargentinisch dauerhaft aus Asphalt gebaut. Links und rechts flankieren Eukalyptushaine die Straße. Rechts vor uns erhebt sich eine riesige Wasserklärungsanlage. Weiter voraus wird die Gegend „romantisch“. Grasbestandene Hügel tauchen auf, und wir gewinnen den Blick auf den gewaltigen Rio de la Plata, dessen argentinisches Ufer hier mit einer fast chinesischen Mauer geschützt ist.

Elegante Automobile halten an den Hügeln. Freilich, für deutsche Augen will dieser Fleck Natur recht armselig erscheinen, denn selbst die Eukalyptusbäume vermögen nicht ein einziges Bild zu schaffen, das der schlichsten märkischen Idylle gleichkäme.

Hinter großen Kugelfanghügeln eines Schießplatzes hervor dringt wahnwitziges Getöse in die Sonntagsstille. Wir umgehen das Terrain, sehen beim Umschauen gerade noch, wie ein Rio-Fischer seinem Handwerk im flachen Wasser zu Pferde „nachgeht“.

Wir kommen am Eingangstor zum Schießplatz vorüber, das von der von uns belächelten Inschrift geziert wird: „Hier lernt man, sein Vaterland verteidigen!“ — dann schreiten wir der Avenida Sarmiento zu. Ein mächtiges Monument aus weißem Marmor zieht unsere Aufmerksamkeit an. Ich habe so manches wirkliche Kunstwerk und so manche steirnerne Scheußlichkeit gesehen; dies Monument hat mich begeistert. Ein Geschenk Spaniens zur Zentenarfeier der argentinischen Republik (früher spanische Kolonie) vermeidet es jeden Anklang an kriegerische Reminiszenzen. Gewaltig im Ausmaß zeigt das weislichimmernde Werk nichts als die Verherrlichung der Arbeit. Alle Völker schicken ihre eine neue Heimat suchenden Söhne und Töchter in die Arme der großen

Argentina. Vier Riesenallegorien in Bronze zeigen den Rio, die Pampa, die Cordilleren und den Urwaldchaco. Meisterhände haben dieses herrliche Werk geschaffen, das hoch oben die Göttin mit drei phrygischen Mähen krönt.

Überquert man die Avenida, so steht man vor den Pforten des Zoologischen Gartens. Wir opfern zehn Centavos und treten ein. Zwar finden wir wenig von der Vielgestaltigkeit der Tierwelt, die vor dem verbrecherischen Krieg in deutschen Tierparks zu finden war. Aber um so interessanter ist die peinlich genaue und vollzählige Sammlung der südamerikanischen Fauna. Die Sonne sinkt eben bedenklich, und wir eilen, eine Straßenbahn zur Heimfahrt zu erwischen. Um das Garibaldi-Denkmal auf dem Plaza d'Italia herrscht ein Fahrzeug- und Fußgängergewühl, gegen das der Potsdamer Platz ein „Buen Retiro“ ist. In einundeinhalb Stunden werden wir unser Quartier in Sicht haben. Zeit wird's, denn der Wagen rumort. Zum Glück kennt Argentinien weder die Fleischnot noch die Fleischpreise unseres lieben Heimatlandes.

Karl Berg.

## Wie Hugo Wolf den „Corregidor“ schuf.

(Aus neuen Briefen.)

Hugo Wolf, der geniale Komponist, hat auf seinem in hastigem Schaffen durchstürmten, in tragischer Umnachtung endenden Lebenswege wenigstens das Glück gehabt, treue Freunde und Verehrer zu finden. Einer der innigsten und hingebendsten dieser Freunde war Dr. Heinrich Potpeschnigg, ein Grazer Zahnarzt, der zugleich ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik war. Potpeschnigg setzte sich früh für die Lieberkunst des jungen Wieners ein und kam dadurch in eine Beziehung zu ihm, die in den letzten Jahren von Wolfs Leben immer inniger wurde. Die Zeugnisse dieser seltenen Freundschaft, Wolfs Briefe an Potpeschnigg, werden jetzt von Hans Ronveiller bei der Union, Deutsche Verlagsanstalt, in Stuttgart herausgegeben.

Die liebenswerte, bei aller nervösen Anrast geistreich-herzliche Persönlichkeit des Komponisten tritt uns aus diesen Schreiben lebendig entgegen, mag er seine literarische Urteile abgeben oder von seiner durch Wangen arg geminderten Freude an der neuen Wohnung oder von seinen Versuchen im Radfahren pöndern. Am ausfürlichsten aber wird die Entstehung von Wolfs wundervoller Oper, dem „Corregidor“, behandelt, denn Potpeschnigg war bei dieser Arbeit des Meisters rechte Hand. Er verfolgte das Schaffen Wolfs mit leidenschaftlicher Anteilnahme. „Eine Niederschrift nach der anderen wird, kaum erst vollendet, eiligst nach Graz geschickt“, schreibt der Herausgeber, „und Wolf kann es gar nicht erwarten, bis das Urteil des Freundes eintrifft, das ihm maßgebend und bedeutungsvoll wie nicht leicht eines der anderen Menschen geworden ist. Ueberdies weiß er auch, daß der Freund jedes seiner neuen Werke vor Freude und Begeisterung abschreibt und abschreiben läßt und es von nun an nicht mehr als einzige Niederschrift in der Welt herumflattert, sondern in einer oder sogar zwei Abschriften lebt, die gut aufgehoben und im Gebrauchsfall immer zu finden sind. Der Freund beschäftigte sogar für Wolf einen und mehrere vorzügliche Abschreiber. Bei der Schöpfung des „Corregidor“ schickte Wolf die einzelnen Teile nach Graz und schreibt oft täglich zwei, drei Karten mit Bitten um Änderungen und Verbesserungen nachträglich entdeckter Fehler, die die Kopisten ausmerzen sollen.“

Wolf vollbrachte die schwierige Instrumentierung dieses Werkes im Sommer 1896, wo er als Gast auf Schloß Magen in Tirol weilte. Potpeschnigg wohnte im nahegelegenen Birgale mit seiner Familie. „Wolf bewohnte das tief im Park versteckte einsame „Jägerhäusle“,“ erzählt Potpeschnigg. „Die Bauernstube, in der er fast den ganzen lieben langen Tag über seinen Noten saß, war sehr nieder und hatte nur drei ganz winzige Fensterchen, die wenig von der Außenwelt hereinließen. Aber wenn die Sonne schien, schenkte sie dem emsig Arbeitenden dennoch Licht genug für seine zierlichen Zeichen. Diesen Sommer regnete es aber nun schon an die drei Wochen hindurch Tag und Nacht. Alles triefte vor Nässe. Am Jägerhäusle herum dampften förmlich die geduldigen Bäume, und dunkle Nebel schoben sich dichtgedrängt wie Kullissen nahe an den kleinen Fenstern vorbei. So eingesponnen, umstellt und abgesperrt, hielt Wolf trotzdem ununterbrochen bei seiner Arbeit aus. Erschöpft aber einmal doch seine Hände, oder erblindeten seine Augen, dann sprang er auf und stürmte, unter dem eilig übergeworfenen Lodenmantel geborgen, die schmalen Jägersteige des Parks hinab nach Briglegg. Er wußte, er fand meine Familie und mich ständig gerüstet, mit ihm einen seiner bekannten „Renner“ zu wagen.“

In den Briefen verfolgen wir das mühevollen Ringen des Komponisten mit der Bewältigung des schwierigen Stoffes. Manchmal wollte er fast erlahmen. So schreibt er am 15. Oktober 1895 an den Freund: „Deine Bemerkung von dem „gedeckten Tisch“ und der Mühe, die dieses Tischdecken verursacht, war mir wie aus der Seele gesprochen. Tausendmal schon sagte ich mir, wenn ich oft verzweifelte, über eine schwierige Stelle hinwegzukommen: für wen schindest Du Dich denn eigentlich? Wozu diese schändliche Placerei, diese Seelenangst, es möchte nicht gelingen, diese schlaflosen Nächte, wirren Träume und diese verfluchte Hehe, in die ich mich selber hineinhuffe? Wahn! Wahn! Ueberall Wahn! Ja, da steckt. Dieser alte tolle Wahn hat mich doch einmal drangeliegt. Ob ich ihn auch werde „bemeistern“ können? Denn das ist der einzige Ausweg, diesen alten Satan loszuwerden.“



Ein Autoausflug nach der Wüste Gobi. Die Wüste Gobi in der Mongolei, die sich zwischen den Städten Kalgan und Urga ausdehnt, ist Jahrhunderte hindurch eine schwer passierbare öde Landschaft gewesen, durch die wenige Karawanenstrecken führten. Es ist eine Wildnis von zerklüfteten Felsen und steinigem Wegen, von Schluchten, durch die reizende Gießbäche strömen, und zum Teil ausgetrockneten Flussbetten. Hunderntausende von Kamelen sind hier im Laufe der Zeit langsam ihres Weges gezogen, um Wolle und Pelze nach China zu tragen und andere Waren wieder zurückzuführen. Die mühsame Wanderung über 1200 Kilometer zwischen Kalgan und Urga dauert für die Karawane mindestens 30 Tage; Reiter, die an bestimmten Stationen frische Pferde nahmen, konnten den Weg in 12 Tagen zurücklegen. Der Kraftwagen hat nun alles geändert. Auch die Wüste Gobi ist keine unwegsame Einöde mehr, sondern ein Ausflugsort für Reisende, die der Hitze von Peking auf ein paar Tage entgehen wollen. Der Peking-Korrespondent der „Times“ hat einen solchen Ausflug in die Mongolei unternommen und schildert seine Erlebnisse in einem Aufsatz, der noch dadurch besonderes Interesse erhält, daß er über die politischen Verhältnisse dieses Landes Licht verbreitet, die durch die kürzliche Ermordung der Gattin des „lebenden Buddha“ die Aufmerksamkeit erregen.

Das moderne Auto legt den Weg zwischen Kalgan und Urga trotz des Fehlens guter Straßen innerhalb 48 Stunden zurück. Freilich werden an die Kraftwagen die größten Anforderungen gestellt, und es ist fast ein Wunder, daß die Wagen, die über die steinigen Wege rufen, heil bleiben. Eine ganz primitive Autostraße ist allerdings angelegt. Hat man die Wüste Gobi überwunden, so gelangt man innerhalb der eigentlichen Mongolei in eine Romanenkultur, die noch an die Tage der biblischen Patriarchen gemahnt. Es ist ein Land mit niederen Hügeln und weiten Steppen, die im Sommer von einer grünen mit Blumen besprenkelten Decke überzogen sind. Ueber das weite Gebiet sind die „Jurten“ der Mongolen in Abständen von einigen wenigen Kilometern verteilt. Immer ein halbes Dutzend dieser Hütten sind von den Nomaden aufgeschlagen, die von der Milch und dem Käse ihrer Herden und dem Fleisch ihrer fetten Schafe leben. Der kostbarste Besitz sind die Pferde. Die Jurte ist eine aus leicht abzubrechendem Holzwerk gebaute und mit Fellen verteilte runde Hütte, die oben an der Spitze ein Loch hat, durch das der Rauch herauszieht. Je nach dem Wetter werden die Felle entweder „gelüftet“ oder fest herangelegt. Die mongolischen Nomaden essen nichts anderes als Gras und werden bei dieser mageren Nahrung so ausdauernd, daß sie einen Reiter 80 Kilometer den Tag eine Woche lang tragen. Die Chinesen, die diese flinken mageren Tiere erwerben, füttern sie dann erst auf.

Die Mongolei ist in den Jahren nach dem Krieg der Zankapfel der chinesischen und der Sowjetregierung gewesen. 1919 eroberte der chinesische General „Klein-Hsu“ Urga und haufte mit ebenso großer Brutalität wie Dummheit; er wurde von dem russischen General Baron Ungern, dessen Heer zum großen Teil aus Mongolen bestand, besiegt und seine Truppen wurden ausgerieben. Aber Ungern wurde wieder von einer roten Armee geschlagen, die eine Sowjetregierung unter der Leitung des „lebenden Buddha“ oder Hutuktu aufrichtete. Die Bolschewisten ließen der roten mongolischen Regierung alle Freiheit. Es bildete sich ein Ministerium, dessen Kriegsminister ein früherer Fleischer wurde, während einen anderen Ministerposten einer der großen mongolischen Khans übernahm. Diese Regierung, die einem aus Vertretern aller Klassen bestehenden Nationalkongress verantwortlich ist, führte für die Mongolei glückliche Zeiten herauf. Die alten Fürsten und Adligen schimpfen zwar, weil sie nach ihrem Reichtum Steuern zahlen müssen; in einzelnen Teilen herrscht noch chinesisches Räuberwesen, aber im allgemeinen ist überall Sicherheit, reicher Handel und regelmäßiger Eingang der Steuern. Als Münze gelten Silberdollars und russisches Gold. Die Mongolen haben ein Heer aufgestellt, um irgendwelchen neuen Bedrohern ihrer Unabhängigkeit entgegenzutreten. Die Sowjetregierung hielt sich bisher sehr zurück; erst die neuen Umtriebe am Hofe des lebenden Buddha lassen eine Gefahr von Seiten der Bolschewisten befürchten.

Der Schöpfer der Briefmarke. Allenthalben wird Sir Rowland Hill, der bekannte Schöpfer des Pennyports und der erfolgreiche Reorganisator des englischen Postwesens, als der Erfinder der Briefmarke angenommen. Jedoch neueste Forschungen haben nun nachgewiesen, daß diese Annahme unrichtig ist. Der wirkliche Schöpfer und, wenn man so sagen darf, geistige Urheber der Briefmarke nannte sich vielmehr J. Chalmers. Als Herausgeber des „Dundee Chronicle“ machte er im Jahre 1834 den Vorschlag der Einführung einer aufklebbaren Postmarke, um dadurch eine Vereinfachung der Portovorauszahlung zu erzielen. Jahrelang blieb seine gute Absicht unbeachtet. Endlich im Jahre 1839 wurde sein Vorschlag, gemeinsam mit der Pennyport-Bill, vom Unterhaus angenommen und, unmittelbar damit zusammenhängend, verfügte ein Erlaß vom 26. Dezember 1839 die behördliche Anfertigung aufklebbarer Briefmarken sowie gestempelter Briefbögen und Umschläge. Dies war die Geburtsstunde der Briefmarke und zwar war diese Marke die jedem Markensammler wohlbekannte rote Marke mit dem Kopf der damals noch jugendlichen Königin Viktoria. am oberen Markenrand steht „Postage“, der untere Markenrand bringt die Wertbezeichnung „One Penny“, beide Aufschriften sind in einfacher Antiquaschrift ausgeführt.

Wie ein Storch heranwächst. Ein eigenartiges Experiment, das die Entwicklung eines Störchleins vom ersten Tage ab in allen Einzelheiten zu beobachten gestattet, schildert Dr. D. Heinroth an der Hand von eigenen Aufnahmen im neuesten Heft der Leipziger „Illustrierten Zeitung“. Da man die Störche in ihrem Nest auf dem Dachstuhl nicht gut beobachten kann, so läßt man am besten ein paar Störche von einer Henne ausbrüten; zum Aufziehen gehört natürlich Erfahrung, aber man kann so die körperliche und geistige Jugendentwicklung des Tieres völlig ungestört beobachten und auch feststellen, da die Beeinflussung durch die Eltern fehlt, welche Handlungen und Aeußerungen dem Tiere angeboren sind und welche erst durch Nachahmung gelernt werden müssen. Ein neugeborener Storch wiegt ungefähr 70 bis 75 Gramm, zwei Drittel des Gewichts des frischen Eies. Im Gegensatz zu den Singvögeln kommt er mit offenen Augen zur Welt und trägt ein gleichmäßiges kurzes weißes Daunentkleid. Schon nach wenigen Stunden pickt er nach dem vorgehaltenen Futter, aber noch früher klappert er, er hat dies also nicht von den Eltern erst erlernen müssen. Wenn er einen Tag alt ist, sieht der kleine Storch bereits auf den Fersen, die Füße bleiben anfangs noch im Wachstum zurück, was wohl ein Schutz gegen das Herausfallen aus dem Neste ist. In der ersten Woche steigert sich das Gewicht auf 270 Gramm, in der zweiten auf 860 Gramm, und nun bekommt der Nestling ein zweites, schneeweißes Daunentkleid, das viel länger ist wie das erste und nicht verloren geht, sondern als Wärmehülle zwischen den nun bald sprossenden Federn stehen bleibt. Mit 38 Tagen sind die Umrisse des fertigen Störches schon deutlicher, nur die Beine fallen durch ihre Dicke auf und Schnabel und Flügel sind noch recht kurz. Stehen kann der junge Storch schon für kurze Zeit mit 2½ Wochen. Mit 6 Wochen ist das Endgewicht von etwa 3½ Kilogramm fast erreicht, aber die Jungen müssen noch im Neste bleiben, da die Schwingen schwer von Blutknoten sind und den Körper noch nicht tragen können. Die längsten Federn des Flügels wachsen in der Hauptzeit täglich fast 1 Zentimeter. Die Tiere bleiben solange im Nest, bis sie richtig fliegen können und üben in der letzten Zeit Schwingen und Brustmuskeln durch häufiges und kräftiges Flügelschlagen. Auch das Stehen auf einem Bein ist rein triebhaft.

Ein entdecktes Geheimnis. Zu den zahlreichen Rätseln, deren die Wissenschaft von vergangener Menschheit und Völkern voll ist, gehört das Geheimnis der Quipu, der seltsamen Faden- und Knotenschrift, deren sich die alten Peruaner unter der Herrschaft der Inka, vor der Ankunft der Spanier, bedienten. Die Eroberer des Landes haben mit so vielem anderen auch die Kenntnis von dem Wesen dieser Mitteilungsmittel vernichtet. Reste von Quipus gibt es in den Museen, aber die Gelehrten haben sich fruchtlos die Köpfe darüber zerbrochen, was sie bedeuten. Meist neigten die deutschen Forscher zu der Ansicht, daß es sich überhaupt nicht um eine eigentliche Schrift handele, sondern eher um ein Rechnungsverfahren, eine Art von komplizierten Korbstücken oder dergleichen. Diese Vermutung scheint sich jetzt in der Tat zu bestätigen, denn aus Amerika kommt die Kunde, daß der Professor Leland Locke vom naturwissenschaftlichen Museum zu New York das Quipu-Rätsel gelöst habe. Er hat an Ort und Stelle Nachforschungen angestellt und dabei gefunden, daß manche Schäfer und Besizer von Schafherden oder Lamaerden noch heute sich eines Systems von Schnüren, Fäden und Knoten bedienen, um gewissermaßen über ihre Bestände, Zu- und Abgang, Lieferungen, Verkäufe usw. Buch zu führen. Auf Grund dieses Rechnungsverfahrens, das auf alte Tradition zurückzugehen scheint, soll es nicht allzu schwer sein, die überkommenen peruanischen Quipus der Inkazeit zu verstehen. Es ist nur merkwürdig, daß dies Hereintragen der Knotenschrift bis in unsere Tage bisher noch von allen anderen Forschern übersehen wurde.

Die Hitze der Fixsterne. Unsere Sonne hat eine Temperatur, die von den Astronomen auf 5320 Grad angegeben wird. Es muß dabei dahingestellt bleiben, ob die Temperatur der Sonne überall die gleiche ist, oder ob der Kern etwa noch heißer ist als die Atmosphäre. Merkwürdigerweise bleibt die Temperatur zweier der hellsten Sterne unseres Nachthimmels, des Aldebaran oder Alpha im Stier) und des Betelgeuze (Alpha im Orion), hinter der der Sonne zurück; sie haben nur 3600 und 2680 Grad. Die Azetysenflamme erreicht dieselbe Hitze von 2680 Grad! Zum Vergleich muß bemerkt werden, daß das Platin bei 1980 Grad schmilzt, während bekanntlich das Blei schon bei 600 Grad flüssig wird. Die Schmelzpunkte unserer übrigen Metalle, Kupfer, Eisen, Silber, Gold usw., liegen zwischen diesen Grenzen. Die meisten großen und hellleuchtenden Sterne unseres Himmels sind heißer als die Sonne. Als Beispiel soll eine kleine Auswahl aufgeführt werden: Alpha im Perseus 8000 Grad, der Polarstern 8200 Grad, Alpha in der Andromeda 10 400 Grad, Vega in der Lira 12 000 Grad, Gamma in der Cassiopeja 13 800 Grad, Beta im Widder 17 800 Grad, Delta im Perseus 18 500 Grad, Gamma im Perseus 22 800 Grad und Zeta im Perseus sogar 28 800 Grad. Dies ist der heißeste Stern, den wir kennen. Natürlich sind die Wege, die zur Feststellung solcher Temperaturen auf den Fixsternen führen, äußerst kompliziert und durchaus nicht ganz zuverlässig.